Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.; VAL. J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407--6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Nebr., - - Juni 1917.

„Es kommt allemals ganz anders."

Im Jahre 1895 führte der Professor der Kasseler Kunstakademie Hermann Knackfuß nach einem Entwurf Kaiser Wilhelms eine allegorische Zeichnung aus, mit der Unterschrift: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!"

Das Bild erregte großes Aufsehen und überall wurde viel geredet von der „gelben Gefahr". Der Kaiser sah sie in dem aufstrebenden Japan, das Einfluß über das riesige chinesische Reich mit seinen hunderten Millionen Menschen zu erlangen suchte und hoffte wohl, die großen abendländischen Staaten zu gemeinsamer Stellungnahme, bezw. vereintem Vorgehen gegen diese Gefahr zu gewinnen.

Es kam anders. Deutschland nahm in 1897 Kiautschau. Daraus nahm Rußland den Anlaß her, sich Port Arthur und Talienwan auf 25 Jahre verpachten zu lassen; Frankreich nahm die Kwang Tschou-Bucht und England Weihaiwei (1898). Dann kam die Boxer-Bewegung, die militärische Expedition der Großmächte (1899 bis 1901) und in 1904 der russisch-japanische Krieg, aus dem Japan als Militärmacht ersten Ranges hervorging. Japans Gefährlichkeit war erwiesen, und das kluge England nahm alsbald Schritte, sich selbst vor ihm sicherzustellen und schloß im Jahre 1910 ein förmliches Bündnis mit Japan. Es kam der europäische Krieg und Japan kam höchst loyal seinem Verbündeten zu Hilfe, indem es Kiautschau und die deutschen Marianinen- und Karolinen-Inseln nahm, und sich so zwischen Amerika und dessen ostasiatischen Besitz legte. Dann ruhte es auf seinen kriegerischen Lorbeeren aus und widmete sich ganz der Munitions- und Waffenindustrie, dem äußerst profitreichen Handel und der Durchführung des Planes, ganz China unter seine Herrschaft zu bringen. Japan hat darin ganz bedeutende Fortschritte gemacht, und ist schon so weit gekommen daß es unverblümt Anerkennung seiner Vorherrschaft über China fordert.

Alles kam ganz anders.

* * *

John Callan O'Laughlin, langjähriger Washington Sonderkorrespondent, der in internationalen Angelegenheiten ganz besonders gut Bescheid weiß, schreibt unter dem Datum des 17. Juni dem „Chicago Herald": „Japan ist stolz. Das Gleichgewicht, das Rußland im fernen Osten aufrecht erhielt, ist geschwunden Dank dem Ruin dieses Landes. Großbritannien und Frankreich sind in Europa beschäftigt und könnten im fernen Osten nichts tun, wenn sie wollten. Allein die Ver. Staaten sind in der Lage, Japan entgegenzutreten, und die Ver. Staaten haben sich verpflichtet, der Sache der Alliierten zu Hilfe zu kommen. Es ist ein Glück für die Ver. Staaten, daß die Regierung endlich das Land auf Kampf vorbereitet. Japan kann nicht recht verstehen, warum wir dies in so ungeheurem Maßstabe tun. Es hat verschiedentlich gefragt: „Warum hat die amerikanische Nation den Zwangskriegsdienst angenommen? Warum widmet sie sich so der Mobilisierung aller Industrien für den Krieg?" Die Antwort war immer: „Für die Menschlichkeit und die Demokratie."

Das ist ein ideales Ziel, das vielen Japanern unverständlich ist. Sie sehen die Vereinigten Staaten Vorbereitungen treffen für die Aushebung und Bewaffnung von Millionen Männern. Sie wissen, daß wir in Europa keine materiellen Vorteile suchen. Sie halten sich überzeugt, daß wir nicht die Absicht haben, gegen irgend einen südamerikanischen Staat vorzugehen. Welcher Teil der Welt verbleibt als Ziel unserer Sorge? Der Pazifik und der Osten! Wir haben eine Reihe von Flottenstationen quer über den Pazifik. Das sind so viele Stationen auf dem Wege nach China. Vor siebzehn Jahren verpflichteten wir uns für den Schutz der „Integrität" und der offenen Tür Chinas. Durch kluge Diplomatie sicherten wir diesen Grundsätzen die Billigung der ganzen zivilisierten Welt. In 1908 trafen wir sogar mit Japan ein Abkommen, durch das der Status quo in Asien und im Pazifik anerkannt wurde, aber Japans Interessen wirkten tatsächlich dem entgegen.

„Durch sein Vorgehen hat Japan in den letzten Jahren Einfluß über China erlangt, den es unter allen Umständen zu behalten entschlossen ist. Japan fühlte, daß die Zeit gekommen ist, seinen Einfluß geltend zu machen und sich die größten Erfolge zu sichern. Es hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß es in Allem, was China betrifft, befragt werden muß. Das zu tun hieße, anerkennen, daß China unter japanischer Vormundschaft steht.

„Die Note des Staatssekretärs Lansing an China würde unter gewöhnlichen Umständen keinerlei Mißtrauen erregen. Nach Absendung der Note setzte Lansing England, Frankreich und Japan davon in Kenntnis mit dem Ersuchen, in gleicher Weise vorzugehen. Großbritannien lehnte höflich ab, und Japan erklärte offen heraus, es werde nichts dergleichen tun, und begann nach unseren Motiven zu fragen.

„Großbritanniens Ablehnung war eine ungeheure Ueberraschung für diese Regierung. Sie hatte geglaubt, die Londoner Regierung würde, angesichts unseres selbstlosen Eintretens in den Krieg, zur Unterstützung der alliierten Sache, auf irgend einen Vorschlag eingehen, den wir machen würden . . ."

* * *

An diese Ausführungen des Korrespondenten O'Laughlin knüpft die „Chicago Abendpost", folgende Schlußfolgerungen, worin sie sich wie immer der Hoffnung hingibt, daß es mit unserem Eingreifen in den Weltkrieg vielleicht doch nicht so schlimm werden wird, und zwar trotz der Tatsache, daß sie mit ihren Hoffnungen ungezählte Male das Opfer großer Selbsttäuschung geworden ist. Das Blatt meint:

„Die Washingtoner Regierung hatte von England Entgegenkommen erwartet. Es kam ganz anders. „Es kommt allemal ganz anders." Aber „es" kommt doch. Alles was naturgemäß ist, kommt, muß kommen —wenn auch „ganz anders" als man sich's vorstellte.

Es kam die gelbe Gefahr, aber anders als man in 1895 glaubte: sie kam für Amerika und kam Dank dem guten Freunde Amerikas, für den Amerika sich ins Zeug legte. So mag—wird!—auch Anderes ganz anders kommen als man jetzt glaubt, oder glauben machen will. Wie die Zeiten und die Menschen, so, ändern sich auch die Ziele der Menschen mit den Zeiten. — — —"

Welt-Hungersnot.

Aus Kopenhagen wird unter dem Datum des 2. Mai berichtet: „In der Zunahme der wirtschaftlichen Schwierigkeiten gehen die Mittelmächte an der Spitze; sie haben einen Vorsprung, was aber wieder bewirkte, daß sie Gegenmaßnahmen am frühesten von allen trafen, schreibt die „Politiken". Alle folgen jetzt dem gleichen Weg, und bald wird die ganze Welt in dasselbe Netz einbezogen sein. Die Ernte 1916 war in der ganzen Welt gering. Für 1917 sind die Aussichten auch nicht gut. In Amerika stieg der Weizen außerordentlich, Argentinien erließ vorläufig ein Ausfuhrverbot. Europa kann sich, wenn es noch einen vierten Kriegswinter durchmachen soll, dann nur auf Lieferungen aus Indien und Australien verlassen. Aber hier spielt der Schiffsraummangel wieder eine große Rolle. Der verdoppelte Abstand beansprucht die Schiffe noch einmal so lange, so daß in Wirklichkeit die Schiffsraummot, besonders wenn der U-Bootkrieg fortgesetzt wird, immer mehr zunimmt. Es läßt sich also nicht übersehen, wie es zu vermeiden ist, daß ganz Europa und große Teile der übrigen Welt Hunger leiden müssen. Von allen Seiten Europas werden Unruhen, hervorgerufen durch die Ernährungsschwierigkeiten, gemeldet. Geht der Krieg nicht bald zu Ende, so wird Europa eine Hungersnot erleben, die ohne Seitenstück in der Weltgeschichte dasteht."

Wort gegen Wort.

Nachdem der ehemalige amerikanische Botschafter Gerard in Berlin bestritten hat, gewisse, ihm von Herrn Georg Bernhard, Redakteur der Vossischen Zeitung in Berlin, in den Mund gelegte Aeußerungen in Bezug auf etwaige deutsche Annexion und Präsident Wilson's Haltung in der belgischen Frage getan zu haben, hat nun auch der Berliner Redakteur von sich hören lassen.

Bernhard behauptet, nicht nur mit Gerard, sondern auch mit dem amerikanischen Botschafter Penfield in Wien verschiedene längere Unterredungen gehabt zu haben. Wie er erklärt, sprach er sich beiden Diplomaten gegenüber unverhohlen gegen Friedensvermittlung durch Präsident Wilson aus wegen der engen Verbindung zwischen amerikanischen und britischen Interessen. Wie Herr Bernhard des weiteren sagt, sollte Rußland von England geopfert werden, namentlich zu dem Zwecke der Aufrechterhaltung eines gespannten Verhältnisses zwischen ihm und Deutschland zum Vorteil Englands.

Es wurde Herrn Bernhard nach seiner Angabe in den Unterredungen mit den genannten amerikanischen Botschaftern auch versichert, die Ver. Staaten würden etwaigen Gebietserweiterungen Deutschlands an seiner Ostgrenze zustimmen, um es zum Verzicht auf Annexion im Westen und auf Kriegsentschädigung zu veranlassen. Es steht somit Wort gegen Wort, und erst die Zukunft kann aus Tageslicht bringen, wer das bessere Gedächtnis gehabt hat, um es sehr milde auszudrücken.

Volltreffer!

Das amerikanische Volk muß sich aufs äußerste einschränken, damit die Alliierten mit Nahrungsmitteln versehen werden können. Würden die Alliierten dasselbe für uns tun, wenn wir in ihrer wenig beneidenswerten Lage wären?

Der ehemalige Rauhreiter-Oberst hat eine wütende Attacke gegen die deutsche Sprache geritten. Die Wut ist erklärlich. Man vergleiche die Kabelgramme aus London und Paris über den stürmischen Empfang, der General Pershing bereitet wurde.

Der Ausspruch des alten Generals Montecuculi, daß zum Kriegführen Geld, Geld und immer wieder Geld nötig ist, hat auch jetzt noch volle Geltung, und so wird Schatzamts-Sekretär McAdoo in Washington schwerlich Gelegenheit haben, sich lange auf seinen Lorbeeren auszuruhen, so groß auch der Sieg sein mag, den er mit seiner Finanz Strategie errungen hat.

Wenn auch ein amerikanischer Oeldampfer im Kampf mit einem Tauchboot unterlegen ist, so sah sich dennoch der Kapitän des Unterseeboots veranlaßt, dem amerikanischen Seefahrer wegen des bewiesenen Muts und der Tapferkeit seiner Mannschaft in Worten der höchsten Anerkennung zu gratulieren. Jammerschade wirklich, daß es erst eines Krieges bedurfte, um die Entdeckung zu machen, daß man sich gegenseitig Achtung zollen sollte.

Die im kindischen Uebermut geschlossene Ehe zwischen der bei der Trauung 18 Jahre alten Marie G. Genntison und Philip Genntison aus New York ist nach einem Spruch der Appell-Abteilung der Supreme Court durchaus rechtsgültig. Damit wird das Urteil der unteren Instanz bestätigt, nach welchem eine Annullierung der Ehe nicht bewilligt werden kann, schon deshalb nicht, weil, da die Ehe in Washington, D. C., abgeschlossen worden, die New Yorker Gerichte nicht zuständig sind. Umsonst hatte Frau Genntison geltend gemacht, daß weder sie noch ihr Gatte sich durch die im Jahre 1909 stattgefundene Trauung gebunden erachteten und sie in die Zeremonie aus bloßem Uebermut gewilligt, um einen unbequemen Liebhaber abzuschütteln, welche seine Neigung von einer Freundin auf sie übertragen hatte. Umsonst hatte ihr Anwalt dem Gericht unterbreitet, daß die noch nicht 18 Jahre alte Ehefrau sofort nach der Trauung den 25 Cents-Messingring weggeworfen, die Heirats-Lizenz zerrissen und nie mit ihrem Gatten zusammengelebt hatte. Frau Genntison ist gebunden und kann nun die Fesseln nicht los werden.

Im letzten Augenblick wurde von der Familie E. J. Coats in Aberdeen, S. D., ein großes Unglück abgewendet, welchem das 1½ Jahre alte Söhnchen Donald fast zum Opfer gefallen wäre. Der Kleine spielte in der Garage in der Nähe des Hauses, während seine Großmutter, Frau O. B. Thornson, sich nur auf wenige Schritte von der Garage entfernt auf dem Hofe befand. Plötzlich sah sie auf und erblickte den Kleinen, wie er gerade eine Flasche an die Lippen setzte, um daraus zu trinken. Die Flasche enthielt Salzsäure. Frau Thornson schrie vor Schreck auf, und der Kleine ließ die Flasche fallen, deren Inhalt sich über seine Kleider ergoß. Dadurch hatte er nur wenig Salzsäure in den Mund bekommen. Der sofort per Telephon benachrichtigte Vater erschieß in kurzer Zeit mit dem Arzt, Dr. Fields, der sofort die nötigen Maßnahmen traf, bevor die Säure ernsten Schaden verursachen konnte. Wie verlautet, war das Befinden des Kleinen in der Nacht befriedigend.

Carey Cleaning Co. Tel. Web. 392.

Der Thalerbüchsen-Toni.

Von Peter Rosegger.

Einst war in unserem Waldhause ein alter Knecht, der einen glorioſen Spitznamen hatte — er hieß der Thalerbüchsen-Toni.

Er besaß nämlich — ob als Erbschaft oder als Ersparnis, das ist nicht ergründet worden — einen kleinen Schatz von alten Silbermünzen, teils mit Bildnissen Maria Theresias, Friedrichs des Großen, teils mit dem Bilde der Mutter Gottes, oder mit dem Zeichen von Krummstab und Schwert, von Adlern, Löwen, zweiköpfigen Tigern, von Kreuzen und Ringen, seltsamen Buchstaben oder anderen geheimnisvollen Markierungen. Etliche dieser Münzen, die wir, ohne Unterschied des Landes, der Prägung und der Größe, Thaler nannten, sollen sogar vom dreißigjährigen Kriege hergestammt haben. Den Schatz hielt Toni der Knecht eingeschachtelt in einer runden, blutrot angestrichenen Holzbüchse. Wenn nun der Feierabend kam oder eine stille Feiertagsstunde war, holte er aus seiner Kleidertruhe die Büchse hervor, aber nicht etwa, um nach alter Geizhalsart für sich allein darin zu wühlen und zu schwelgen, sondern um die Thalerfreude mit seinen Hausgenossen zu teilen, ihnen nach seiner Weise die Geldstücke zu erklären, sie dann auf dem Tische klingen zu lassen, um die Feinheit des Silbers zu bekunden und sich an den gierigen Blicken zu weiden, die auf seine schönen Thaler niederstachen.

Sobald jedoch die Leute merkten, es fiele bei dieser wiederholten Silberbeschau weiter nichts für sie aus, wurde ihnen die Sache langweilig und sie sagten: „Geh, laß uns in Ruh', Toni, mit deinen alten blinden Schimmeln, wenn du keinen herschenkst, so wollen wir sie auch gar nicht sehen." Derlei undankbare und lieblose Bemerkungen verdrossen den Knecht Toni allemal so tief, daß er in dem betreffenden Hause sofort den Dienst kündigte und in einen anderen Hof zog, wo man die Thalersammlung, die den Inhalt seines Knechtlebens ausmachte, wieder besser zu würdigen verstand.

Nun, so war der Thalerbüchsen-Toni auch in unser Waldhaus gekommen, und weil er an meinem Vater einen Mann fand, der die Geldstücke nicht nach deren Gewicht schätzte, sondern an den Bildnissen der Könige und Kaiser seine Freude hatte, und weil er an uns Kindern — ich war damals etwa acht Jahre alt — eine jubelnde Schar von unersättlichen Bewunderern sah, so lebte er in unserem Hause neu auf. Und jeden Abend nach dem Vesperbrot kam er denn von seiner Gewandtruhe, die oben im Dachgelasse stand, zu uns in die Stube, geheimnisvoll die rote Büchse noch unter dem Rocke bergend, sie dann langsam hervorziehend, um uns die seltenen Münzen zu erklären.

Da war nun ein halbwachsener Bursche, der Hiasel, welcher durch manch lose Bemerkung über den Toni und seine Büchse des alten Knechts Unwillen in so hohem Grade erweckt hatte, daß er nicht ein einzigmal zur Thalerschau zugelassen wurde.

Der Hiasel war kurze Zeit früher als unterstandsloser, etwas verkommener Junge des Weges gestrichen und mein Vater hatte ihn aufgenommen, mit gutem Hanfzeuge bekleidet, auch ordentlich ausgefüttert, denn die ersten Wochen war der heimatlose Bursche gar nicht zu sättigen gewesen. Dafür griff der Hiasel nun auch die Arbeit flink an, war munter und das regelmäßige Leben schien ihm gar nicht übel zu gefallen. Er sah jetzt recht gesund aus, war schlank gewachsen, und weil er auch die Haare kämmte, so wollte er schier ein hübsches Bürschlein werden. Ich, das muß ich wohl gestehen, hatte keine besondere Zuneigung zum Hiasel, nicht allein, weil er immer als Beispiel aufgestellt wurde, wenn ich mich nicht waschen und strählen lassen wollte, sondern und vielmehr noch, weil der Hiasel „Peitenstegga" anstatt Peitschenstecken sagte. Er war aus dem Niederösterreich herübergekommen und mir war das „Fremdeln" in der Sprache unheimlich und dieses „Peitenstegga" geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Der Bursche schnitt mir manchen Peitschenstecken und unterstützte mich bisweilen in meinen kindlichen Spielen; doch niemals vermochte ich für ihn Neigung zu fassen, da wandte ich mich zehnmal lieber dem alten Toni und seiner Thalerbüchse zu.

Des Alten schmunzelndes, wichtigtuendes Gesicht anzuschauen war für mich eine rechte Unterhaltung. Dieses platte, runzelige Gesicht mit den großen Wangenknochen, mit den völlig wasserfarbigen Aeuglein, die fortwährend hinter den buschigen Brauen Versteckens spielten, wenn die Thaler aufmarschierten, dieses Gesicht war ein großer Spaß; und wie der Mann als Zeichen seiner höchsten Befriedigung die furchige Stirnhaut auf- und niederriß und selbst die Ohrläppchen bewegte, wie ein Eselein — das war doch gar zu possierlich. Und nun kam mir auf einmal der Gedanke: Wenn der Toni schon in seiner Lustigkeit ein so spaßiges Gesicht macht, wie erst, wenn er zornig und wild ist? — Mit diesem Gedanken hebt die Geschichte an.

Eines Tages, als die Leute auf Sauer-Erz., 4. Juni 1917.

dem Felde waren, stieg ich mit etwas schlotternden Beinlein die Stiege vom Dachgelaß herab und freute mich auf die Stunde, wenn der Toni wieder seine Thaler aufzeigen will und sie nicht findet. Das wird ein Gelächter geben. Aber ich lache still und sag' den Spaß erst am andern Tag.

Es war die genötigte Schnittzeit, da wird bis in die späten Abende hinein gearbeitet, da ist's nichts mit dem Thalergucken. Ich vergaß auch bald darauf, ich mußte Garben tragen und dem Vater die Kornschöberlein aufspreizen helfen. Auch waren die Kirschen reif, eine Zeit voll Sehnsucht für mich, denn ich wagte noch nicht den Stamm emporzuklettern und das Niederziehen der Aeste vermittelst Haken war scharf verboten; wenn ein Ast brach, da verstand mein Vater keinen Spaß. Das mutwillige Abreißen von Aesten nannte er: Den Nachkommen Kirschen stehlen. Das war freilich ein garstiges Wort und verzichtete ich schließlich doch lieber auf die so hellrot niederleuchtenden Kirschen bis zum Samstagfeierabend, wenn sie mir der Vater regelrecht herabholte oder es der Hiasel tat, der ein arger Kletterer war.

Damals erfuhr ich, was ein böses Wort vermag. Als der Hiasel hoch oben an einem schaukelnden Aste saß und ihm bei jeder Schwenkung des Hauptes die frischen Kirschengabeleien förmlich in den Mund hineinhingen, rief er zu mir nieder ins Gras, es wäre eine Schande, daß ich noch auf keinen Kirschbaum könne! und warf mir — der ich die Haube nach Kirschen auftat — ein paar feuchte Körner hinein. Ich sprang ergrimmt an den Baumstamm und in wenigen Augenblicken war ich zu meiner eigenen Ueberraschung oben beim Hiasel.

Ich wollte eben der Jubelstimmung über meine plötzlich eingetretene Mannhaftigkeit in einem hellen Juchschrei Luft machen, als neben im Hause auf einmal ein unheimlicher Lärm entstand. Der Toni sprang wie rasend zur Tür heraus, hielt mit beiden Händen seinen grauen Kopf und schrie: „Mein Geld ist weg! Mein Geld ist weg!"

Ihm folgte mein Vater: der Toni solle sich doch nicht den Kopf wegreißen, das Geld würde sich ja finden, er ließe das ganze Haus untersuchen. Ein paar Dienstmägde zeterten: das wäre ihnen auch auf der Welt noch nicht passiert, daß sie sich aussuchen lassen müßten, wie Schelminnen.

Jetzt hörte ich auch die Stimme meiner Mutter, welche darüber schalt, daß die Leute an ihren Gewandtruhen die Schlüssel stecken ließen, daß sie damit leicht ein ganzes Haus in Unehr' bringen könnten; sie halte aber dafür, der Toni hätte in seiner verrückten Weise das Geld auf's Kornfeld mitgeschleppt und dort verstreut. Seit Wochen sei kein Bettler, kein Handwerksbursch oder sonst ein Fremder in den Hof gekommen, und daß im Haus kein Dieb lebe, das wisse sie gewiß.

Mir, der ich auf dem Kirschbaum-Ast hockte, war wunderlich zu Mute. Wenn ich jetzt nur wieder unten wäre, das Ding geht höllisch schief.

Im Hause wurde der Hiasel gerufen.

„Wenn's eins im Haus getan hat — niemand anderer, als der Hiasel!"

Als der Junge dieses Wort gehört hatte, sprang er vom Baum mit einem kecken Sprunge über die Aeste hinweg auf den Erdboden. Bald war er von den Leuten umringt. Der Toni hatte seine Fassungskraft wieder erlangt, er faßte daher den Hiasel am Arm und fragte, wo er das Geld habe!

Der Bursche war im Gesicht röter, als die reifste Kirsche, und sagte, er wisse von keinem Gelde.

Das Leugnen würde ihm nichts nutzen. Man wisse bestimmt, daß er die Thaler genommen habe!

Auf eine solche Anschuldigung ist der Bursche — überhaupt ungewandt im Reden, aber gewohnt, herrischen Aussprüchen sich zu fügen — ganz stumm geworden. Er stand da, wie ein Stück Holz und starrte den Ankläger schier seelenlos an.

„Wenn du's willig sagst, wo mein Geld ist," sprach der Toni in milder, fast bittender Weise, „so geschieht dir nichts; ich lege beim Waldbauer ein Gebitt ein, daß er dich frei laufen laßt. Wenn du aber leugnest, so schlage ich dich tot!"

Und ich? Als ich merkte, welch' schreckbare Wendung mein „Spaß" zu nehmen begann, und daß die Sache jetzt gar nicht einmal wie ein Spaß aussah, und als ich eine Geisterstimme hörte: das, was du getan, war Diebstahl! — da war wohl mein erster Gedanke: alsogleich sagen, du hast das Geld hinter der Gewandtruhe unter den Holzsparren gesteckt. — Aber sehr rasch rief eine andere Stimme: das wäre zu gefährlich! Siehe, jetzt reißt er schon die Heckenrute ab, die kriegst du, sobald du das Wort sagst! Denn das Gesicht des alten Knechtes war ganz schreckbar anzusehen.

Wohl totenblaß mag ich gewesen sein, als ich mich hinter den Kirschbaumstamm schlich, dann plötzlich kehrt machte, ins Haus eilte, ins Dachgelaß hinauf, die unselige Thalerbüchse aus ihrem Versteck holte und in die sperrangelweit offene Gewandtruhe des alten Knechtes warf.

Als ich hernach wieder zum Kirschbaum zurückgekommen war, lagen von der Heckenrute nur mehr die weißen Splitter umher auf dem grünen Rasen; die Leute verzogen sich grollend und scheltend und den Waldweg entlang wankte der Bursche mit zerrauftem Haar.

Der Knecht wimmerte im Hause umher, der Vater trat zu mir und sagte, ich hätte nun gesehen, wohin Unehrlichkeit führe; den Hiasel habe er verjagt und ich solle nun wieder auf den Kirschbaum steigen.

Jetzt sag's! Jetzt sag's! rief es ungestüm in mir. Aber ich habe es nicht gesagt. Mir war, als könnte ich es nicht mehr sagen, als sei schon zu viel geschehen. Hatte ich nicht die haarsträubende Entrüstung der Leute gesehen, die sich in allen Formen über den armen Hiasel entleert? Ueber mich mußte es noch ärger kommen, denn ich war ein doppelter Bösewicht. Für einen solchen ist es doppelt unklug, sich zu verraten — und ich habe nichts gesagt.

Hingegen bin ich jetzt fortgegangen, den Waldweg entlang, um den Hiasel zu suchen. Ich bin, wie der Steig führt, in den Schmithofgraben hinabgegangen und jenseits wieder emporgestiegen zu den Hochwaldungen des Teufelssteingebirges. Und auf der Höhe, dort, wo der weite grüne Anger liegt mitten im Wald und wo das hohe, rotangestrichene Christuskreuz steht, dort habe ich ihn gefunden. Er lag unter dem Kreuz und schlief und auf seinem Antlitz lagen Spuren von Tränen.

Ueber den schwarzen hohen Baumwipfeln lag die Abendröte, kein Lüftchen und kein Laut war auf dem dämmernden Anger — ich saß neben dem schlafenden Burschen und weinte. — Kinder weinen oft, aber es wird wohl selten sein, daß eins so bitter, bitterlich weint, als ich's damals getan habe, da ich Wache hielt vor dem schlummernden Jungen, dem so grob Unrecht geschehen war.

Wecken wollte ich ihn nicht. Er war ja so müde gehetzt. Daß er unschuldig ist, das weiß er und wird ihm's sein lieber Schutzengel auch im Traum sagen. Er hat nicht Vater und Mutter, er hat nichts Gutes auf der Welt, und wenn ihm jetzt schon fremde Sünden zugeworfen werden, weil ihn kein Mensch in Schutz nimmt, wie erst, wenn er groß ist und es die schlechten Leute inne werden: das ist einer zum Tragen und Büßen ....! Er soll schlafen.

Aehnliches mag ich gedacht oder gefühlt haben und ein unendliches Mitleid kam über mich, eine Reue und eine Liebe, und ich wußte mir vor Weinen nicht zu helfen. Als er sich einmal ein klein wenig bewegte, da ging's mir heiß durch's Herz und mir verging fast der Mut, es ihm zu sagen, daß ich das Schelmenstück getan hätte, wofür er mißhandelt worden. Konnte ihn das nicht gegen mich empören, wütend machen? Konnte er mich nicht auf der Stelle totschlagen in diesem finsteren Wald und mir dabei zuschreien: die Strafe dafür hätte er schon im Voraus empfangen?

Aber — und das allein ist's, was aus jenem bösen Tage heute noch milde auf mich herüberschaut — ich blieb neben dem Schlummernden kauern und war entschlossen, nicht eher von ihm zu gehen, als bis ich ihm alles gestanden und abgebeten hätte. Dann wollte ich ihn mitnehmen hinein in mein Vaterhaus, daß er alles dort habe, was ich bisher gehabt, und das so lang, als die Heckenruten wachsen neben dem Kirschbaum.

Bevor jedoch der Hiasel aus seiner schweren Betäubung erwachte, kam was anderes. Den Waldweg heran knarrte ein Leiterwagen, bespannt mit zwei Ochsen, die ein Mann leitete. Der Stegleiner von Fischmach war's, er fuhr von seinem Wald heim — ich kannte ihn von einem Ochsentausche her, den er etliche Wochen früher mit meinem Vater unternommen. Trotz der tiefen Dämmerung erkannte ich auch die Ochsen als jene, welche er von uns fortgeführt hatte. Das heimelte mich an. Als der Stegleiner hier unter dem Kreuze einen schlafenden und einen schluchzenden Jungen fand, war er gar erschrocken und fragte, was das zu bedeuten habe. Und vor den Stegleitner bin ich hierauf hingekniet, als ob er der Bestohene oder der Mißhandelte gewesen wäre, und habe ihm wohl mit gefalteten Händen alles erzählt.

Der Stegleitner war ein ruhiger, ernster Mann; als ich fertig war, fragte er nur, ob ich fertig wäre, und da ich schwieg, hat er mir Folgendes gesagt: „Mit dem Hiasel hast du und hat dein Vater nichts mehr zu schaffen, der gehört jetzt mein, ich nehme ihn mit mir. Abbitten wirst du ihm's wenn du größer geworden bist, denn das — mußt du wissen — verjährt nicht. Für jetzt werde ich ihm sagen, was zu sagen ist, daß sein Schutzengel seine Unschuld an's Licht getragen hat. Mehr braucht er nicht zu wissen. Und du, Waldbauernbub, gehst jetzt heim, und was du zu tun hast, das weißt du."

„Das Geld ist schon zurückgegeben," bemerkte ich gefaßter.

„Das Geld ist Mist", sagte der Stegleitner, „die Ehre gibst zurück.— Mein Kind!" fuhr er fort und richtete mich mit seiner Hand auf, „schau, dort oben heben jetzt die Sternlein an zu leuchten. Sie schauen nieder auf dich, wenn du bei der Tür eintrittst in dein Vaterhaus, sie sehen was du tun wirst und was lassen — und sie brennen fort, bis zum jüngsten Gericht!"

Die Worte waren ruhig, fast leis gesprochen, und doch war mir, all bebte vor ihnen der Erdboden unter meinen Füßen.

Der Stegleitner blieb mit seinen Gefährte noch stehen bei dem roten Kreuz; ich tat einen kurzen Blick auf den Schläfer und war mir, als sähe ich das Bild eines Heiligen. Dann ging ich heimwärts; ging und lief und ahnte Gespenster, die mir folgten.

Als ich gegen unser Haus kam, hörte ich schon von weitem die Stimme meiner Mutter, die meinen Namen rief.

„Was das für ein Tag ist!" klagte sie, „Geld und Kinder werden gestohlen, da müssen doch rein Zigeuner im Land sein!"

Aber Geld und Kind hatte sich nun glücklich wieder gefunden und in der Stube kniete der Vater am großen Tische, knieten die anderen Leute an den Wandbänken herum und sie beteten laut und gemeinstimmig den üblichen Samstagsrosenkranz. Mir war wohl und wehe. Ich kniete zum alten Knecht Anton — recht nahe an seine Seite hin — und begann laut mitzubeten. Sie wiederholten immer wieder das Vaterunser und das Ave Maria und ich stimmte in den surrenden Ton mit ein und sagte fortwährend: „Lieber Knecht, vergib mir meine Schulden, vergib mir meine Schulden, ich habe dir das Geld gestohlen!"

Weil der Toni entweder stark schläfrig war, oder weil er während des Rosenkranzes in Gedanken an die wiedergefundene Thalerbüchse schwelgte, so währte es ziemlich lange, bis ihm mein wunderlicher Text auffiel. Endlich hub sich seine Stirnhaut und sein Ohrläppchen an zu bewegen, er wendete sachte sein entsetztes Gesicht und schrie in die Stube hinein, man sollte still sein und den kleinen Buben allein weiterbeten lassen.

Und als von solcher Unterbrechung überrascht alles still war, duckte ich mich weinend in den Wandwinkel und wimmerte laut: „Ich habe das Geld genommen!"

Der Rosenkranz war für heute aus. Die Begebenheiten spitzten sich nun scharf einem herben Ende zu, welches Ende jedoch durch den Umstand, daß der Hiasel geborgen und von seiner Ehrenrettung bereits durch den Stegleitner Kenntnis haben mußte, bedeutend gemildert worden ist.

Von diesem verhängnisvollen Tage an ist der Thalerbüchsen-Toni nicht mehr lange bei uns geblieben. Aber zum Abschiede nahm er mich an seine Gewandtruhe. Dort öffnete er gravitätisch die Büchse und schenkte mir daraus ein funkelndes Thalerlein als — Finderlohn.

Nach Jahren, als der Toni mühselig und krank geworden war, wollte er mit seinem Silberschatze eine Kapelle stiften, was ihm aber der Pfarrer entschieden mißriet. Hingegen ward ihm nahegelegt, ob er nicht einen braven Bauernburschen, dem dieser Silberlinge wegen einmal Unrecht geschehen, ein kleines Andenken hinterlassen wolle?

Aber der Hiasel war nicht im Lande. Er war lange im Stegleitnerhofe gewesen und man hatte schon davon gemunkelt, daß er dort die hübsche Haustochter heiraten werde— da wurde die Gegend plötzlich geräumt. Alle jungen, kräftigen Männer mußten fort. Es war die Zeit, in welcher nach dem Sprichtwort die Weibsleute um jeden Stuhl rauften, auf dem einmal ein Mannsbild gesessen. — Wie die Meereshochflut, die den Damm zerreißt, so brach der Feind ins Vaterland herein. O, laßt mich schweigen von den Ereignissen jener Tage, sie waren furchtbar groß. Der Sturm war bald vorüber; viele Männer kehrten heim, viele blieben auf ewig aus. Der Hiasel kam mit einem durchschossenen Fuß zurück. Bei Königgrätz war's gewesen.

„Armer Bursch", so begrüßte der alte Stegleitner den Heimkehrenden, „jetzt bist ein zweiteßmal unschuldigerweis geschlagen worden."

„Ich trag's," antwortete der Hiasel, „mir ist's nur ihretwegen hart!"

„Was ihretwegen!" sagte der Bauer, „ihre Ahndl, meine Mutter selig, hat auch einen hinkenden Mann gehabt. Dirndel, geh her! Schau, der Krumme kann dir nicht so leicht davonlaufen. Der lieb' Herrgott geb' seinen Segen dazu!"

Jetzt ist die Geschichte aus. Heute ist der Hiasel angesehener Stegleitner und sein Weib vergilt ihm — so viel mir bekannt ist — hundertfach manch erlittene Unbill.

Der alte Thalerbüchsen-Toni ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Der größte Teil seiner Münzen ging auf das Begräbnis, etliche Stück nahm er mit in seinen Sarg.